

kurz & gut, Wilhelm

»Wir finden Dich nicht in Kathedralen und Tempeln«

kurz & gut, HuK Stuttgart, David Lustmann hat scharf geschossen gegen Euch und die Gruppe »Johannes-Minne« (in WeSTh 3/97, Seite 156 f.), und Hans Flory nannte ihn in seiner Replik (WeSTh 4/97, Seite 198) einen Kraftmeier. Ich selber habe keine Probleme mit Polemik, finde auch, daß sie manchmal zu Klärungen herausfordern kann. Was ich aber an Lustmanns Text schwierig finde, ist die darin zu Tage tretende Haltung, man könne so einfach feststellen, was im Glauben als richtig und was als falsch zu gelten hat. Lustmann gebärdet sich wie ein schwulentheologischer Papst, vielleicht könnte man auch sagen: wie ein evangelisch-papierbezogener Papst, weil er ja doch vor allem biblisch argumentiert. Das kann nicht funktionieren, denn zum einen ist ja hinlänglich bekannt, wie wenig sich die Bibel bei einem historisch-kritisch verantworteten

Umgang zur autoritativen Richtschnur machen läßt, und zum anderen lebt ja auch die Schwule Theologie davon, daß sie autoritäre Setzungen nicht einfach schluckt, sondern mit vielen guten Gründen in Frage stellt.

Trotzdem kann aber, so finde ich, die Konsequenz auch nicht heißen: Jeder und jede glaube so, wie es ihm und ihr gerade einfällt. Denn dann brauchten wir unsere langen Kämpfe mit den kirchlichen Wahrheitsverwaltern und ihren Anmaßungen doch nicht durchzustehen; vielmehr könnten dann alle ihrer eigenen Wege gehen und sich einen privaten Glauben zusammenschustern (und manche tun das ja auch). Aber bei all diesen Auseinandersetzungen geht es doch wohl darum, daß uns die christliche Tradition so kostbar ist, daß wir sie nicht verlassen, sondern darum streiten wollen, was innerhalb dieser Tradition zu gelten hat, was darin Platz hat und was nicht.

Ich finde in dieser Tradition immer noch vieles, in Jahrhunderten Geklärtes, Herauskrystallisiertes, das mehr Weisheit enthält, als ich mir in meinem kurzen Leben zusammenreimen könnte – deshalb möchte ich es nicht missen. Anderes in dieser Tradition empfinde ich als lebensfeindlich und unterdrückerisch: Das will ich loswerden. So gehört zu dieser kritischen Aneignung der Tradition immer beides: Zustimmung und Ablehnung. Diese beiden Momente braucht auch die Tradition selbst bei ihrer Weiterentwicklung, wenn sie ihre spezifische Identität wahren will und sich nicht allmählich im allgemeinen Brei der Belie-

bigkeiten auflösen möchte (denn das Beliebige hat keine Kraft mehr, bei der Suche nach Orientierung zu helfen).

Ich vermute, daß uns, wenn wir keine Instanz wollen, die autoritär sagt, was »richtig« ist, nichts anderes bleibt als die Diskussion. Auch bei neuen theologischen Ansätzen kann sich erst im Lauf der Zeit, im langsamen Prozeß von Widerspruch und Zustimmung herausstellen, was tragfähig und hilfreich ist. Darum kann ich Hans Florys abwehrender Gebärde »Theologen wußten schon immer alles besser als Mystiker« nicht zustimmen; es kann nicht darum gehen, einen Diskussionsbeitrag als Besserwiserei abzutun, wir brauchen die Diskussion zum Glauben so notwendig wie die Luft zum Atmen. Ohne theologische Diskussion wird auch dem Mystiker irgendwann die Klarheit abhanden kommen, ob er noch vor Gott steht oder nur im Spiegelsaal seiner eigenen Wohlgefühle.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf den Weihnachtsgottesdienst der HuK (WeStH 4/97) zu sprechen kommen. Dort steht, in einem Gebet, der Satz: »Wir finden Dich nicht in Kathedralen und Tempeln. Wir finden Dich nur in uns selbst.« (S. 170) Die christliche und die jüdische Tradition sind dieser Vorstellung fundamental entgegengesetzt. In biblischen Geschichten ist es immer *der Andere*, niemals man selbst, in dem uns Gott begegnet: der bedürftige Nächste, der Ausgeraubte am Straßenrand. Für Martin Luther ist der ganz auf sich selbst bezogene Mensch, der *homo incurvatus in se ipsum*, der Inbegriff des Sünders

schlechthin. Ich will aber nicht diese Tradition als Autorität zitieren, sondern nur sagen, daß es hier einen alten Konsens gibt. Es soll hier um Argumente gehen: Warum soll man Gott nicht »in sich selbst« finden können? Es geht dabei um ein Wissen um die Dürftigkeit des eigenen Ichs, um seine Bedingtheit und Banalität. Fulbert Steffensky schreibt: »Wir dürfen nicht erstaunt sein, wenn wir kein Gold finden, wenn wir in uns selber graben; auch kein Wasser, von dem man leben kann. Aber wer einmal angefangen hat zu graben, hört so leicht nicht auf. Er läßt sich nicht entmutigen dadurch, daß er nur alte Knochen findet. Im Goldrausch gräbt man weiter, und das Graben an sich wird zum Goldersatz.« (Feier des Lebens. Spiritualität im Alltag, Stuttgart 1984, S. 31) Das »reine« Ich ist leer; reich und gefüllt wird es durch das, was unsere Mütter und Väter, unsere Lehrer, unsere Lebensumstände und vor allem unsere konkreten Erfahrungen im tätigen Leben uns geschenkt haben. Wo das Ich sich auf die Welt außerhalb seiner selbst ausrichtet, findet es Reichtum, Wahrheit, findet es auch Gott: Wo in den Augen des fremden Anderen zu lesen ist: »Sieh mich! Hilf mir!«, da begegnet uns Gott, und zwar nicht als schöne Selbstbestätigung, sondern als Anforderung, die unsere Selbstgefälligkeiten und Bequemlichkeiten durchbricht – wir werden gebraucht und bekommen etwas zu tun!

Als Schwuler finde ich die Aussage, daß mir Gott im fremden Anderen begegnet, den ich nicht verstehend ver-

einnahmen kann, sehr kostbar. Darin liegt eine Wertschätzung des Anderen, die mir humaner scheint als eine Betonung des Eigenen. Gleichzeitig kann ich mich nicht selbst in der Rolle des Anderen sonnen, denn für mich sind wieder andere die Anderen, die mich aus meinen Selbstverständlichkeiten herausrufen. Diese Dynamik steuert der Verabsolutierung des eigenen Selbst entgegen, sie hat etwas Nichtfanatisches, sie macht offen für andere Erfahrungen und Bedürfnisse, sie braucht auch das Gespräch. Sie gehört zu den größten Schätzen der christlichen Tradition, die wir uns nicht nehmen lassen sollten (auch wenn Kirchenobrigkeiten sie immer wieder verleugnet haben). Auch die Mystiker übrigens haben sich nicht »in sich selber« versenkt – hier lohnt sich genaueres Hinsehen!

Den Leuten von der HuK, die beten »Wir finden Dich nur in uns selbst« möchte ich gerne zurufen: Verkriecht euch doch nicht so sehr in euch selbst! Lest mal in der Bibel, lest mal im Leben, wo Gott überall anzutreffen ist! Nicht nur in Kathedralen und Tempeln, auch im eigenen Ego kann man sich vor Gott verstecken, der uns immer wieder herausholen möchte aus unserem trüben eigenen Saft.

Norbert Reck

Stuttgart 1999

Lesbische und schwule PfarrerrInnen auf dem Kirchentag in Stuttgart 1999

Auf dem Kirchentag in Stuttgart wird

es wieder eine *Veranstaltung aller schwulen und lesbischen Konvente* evangelischer PfarrerrInnen in Deutschland geben.

Am Fr/Sa 9./10. Oktober 1998 wird diese Veranstaltung von Mitgliedern aus allen Konventen in Stuttgart vorbereitet. Herzliche Einladung!

Informationen bei:

Lesbisch-Schwuler Konvent
Württembergischer TheologInnen
c/o Dr. Helmut Elsässer
Augustenstraße 39B
70178 Stuttgart

Postmodernes Geblubber

Äußerst ärgerlich finde ich die Veröffentlichung der HuK-Gottesdienste in Heft 2 und 4/97. Sowohl einzelne neuhidnisch-mystische Töne stören (»Wir finden dich nur in uns selbst«), als auch die ganze Anlage der Gottesdienste, die gerade mal als postmodernes Geblubber durchgehen. Sie sind aber für mein Empfinden leider bar jeglicher theologischer Reflexion und sind ganz einfach schlecht gemacht, z.B. zeigen sie kein Gespür für eine gelungene liturgische Sprache. Solche liturgischen Stücke und Ansprachen möchte ich als Theologe keiner Gemeinde (auch keiner schwullesbischen) zumuten. Also: Wenn schon Praxisbeispiele in der WERKSTATT veröffentlicht werden, dann bitte Durchdachtes, Inspirierendes und Brauchbares.

Tina Adam-Cassini